

rens der Pächter und Colonen, dieses Getreide konnte nicht mehr gemahlen werden.

„Laßt die Mühlen durch Esel und Kinder drehen!“ rief Belisar. „Die meisten Esel waren Flug genug und die Kinder, ach Belisarius,“ sprach Prokop, „sich nicht mit uns hier einsperren zu lassen. Wir haben nur so viel, als wir brauchen, sie zu schlachten. Sie können unmöglich erst Mühlen drehen und dann noch Fleisch genug haben, das gemahlene Brot selbst zu belegen.“

„So rufe mir Martinus. Ich habe gestern an dem Liber, die Gotenzelte zählend, zugleich einen Gedanken gehabt . . .“

„Den Martinus wieder aus dem Belisarischen in das Mögliche übersetzen muß. Armer Mann! Aber ich gehe, ihn zu holen.“

Als aber am Abend des gleichen Tages Belisar und Martinus durch zusammengelegte Boote im Liber die erste Schiffsmühle herstellten, welche die Welt kannte, da sprach bewundernd Prokopius: „Das Brot der Schiffsmühle wird länger die Menschen erfreuen, als deine größten Laten. Dies so gemahlene Mehl schmeckt nach — Unsterblichkeit.“ Und wirklich ersetzten die von Belisar erdachten, von Martinus ausgeführten Schiffsmühlen den Belagerten während der ganzen Dauer der Einschließung die gelähmten Wassermühlen.

Hinter der Brücke nämlich, die jetzt Ponte San Gisto heißt, auf der Senkung des Janiculus, befestigte Belisar zwei Schiffe mit Seilen und legte Mühlen über deren flaches Deck, so daß die Mühlenräder durch den Fluß, der aus dem Brückenbogen mit verstärkter Gewalt hervorströmte, von selbst getrieben wurden.

Eifrig trachteten alsbald die Belagerer, diese Vorrichtungen, die ihnen Überläufer schilderten, zu zerstören. Balken, Holzflöße, Bäume warfen sie oberhalb der Brücke von dem von ihnen beherrschten Teil aus in den Fluß und zertrümmerten so in einer Nacht wirklich alle Mühlen. Aber Belisar ließ sie wie-

der herstellen und nun oberhalb der Brücke starke Ketten gerade über den Fluß ziehen und so auffangen, was, die Mühlen bedrohend, herabtrieb.

Nicht nur seine Mühlen sollten diese eisernen Stromriegel decken: sie sollten auch verhindern, daß die Goten auf Rähnen und Flößen den Fluß herab und, ohne die Brücke, in die Stadt drängen.

Denn Witichis traf nun alle Vorbereitungen zum Sturm.

Er ließ hölzerne Türme bauen, höher als die Zinnen der Stadtmauer, die auf vier Rädern von Kindern gezogen werden sollten. Dann ließ er Sturmleitern in großer Zahl beschaffen und vier furchtbare Widder oder Mauerbrecher, die je eine halbe Hundertschaft schob und bediente. Mit unzähligen Bündeln von Reisig und Schilf sollten die tiefen Gräben ausgefüllt werden.

Dagegen pflanzten Belisar und Cethegus, jener im Norden und Osten, dieser im Westen und Süden die Verteidigung der Stadt überwachend, Ballisten und Wurfbogen auf die Wälle, die auf große Entfernung balkenähnliche Speergeschosse schleuderten, mit solcher Kraft, daß sie einen gepanzerten Mann völlig durchbohrten. Die Tore schützten sie durch „Wölfe“, d. h. Querbalken, mit eisernen Stacheln besetzt, die man auf die Angreifer niederschmeitern ließ, wann sie dicht bis an das Tor gelangt waren. Und endlich streuten sie zahlreiche Fußangeln und Stachelkugeln auf den Vorraum zwischen den Gräben der Stadt und dem Lager der Barbaren.

### Neuntes Kapitel.

Trotz alledem, sagten die Römer, hätten längst die Goten die Mauern erstiegen, wäre nicht des Präfecten Egeria gewesen.

Denn es war merkwürdig: sooft die Barbaren einen Sturm vorbereiteten —: Cethegus ging zu Belisar und warnte

und bezeichnete im voraus den Tag. Sooft Teja oder Hildebad in kühnem Handstreich ein Tor zu überrumpeln, eine Schanze wegzunehmen gedachten: — Cethegus sagte es vorher, und die Angreifer stießen auf das Zweifache der gewöhnlichen Besatzung der Punkte. Sooft in nächtigem Überfall die Kette des Tibers gesprengt werden sollte: — Cethegus schien es geahnt zu haben und schickte den Schiffen der Feinde Brandker und Feuerfähne entgegen.

So ging es viele Monate hin. Die Goten konnten sich nicht verhehlen, daß sie, trotz unablässiger Angriffe, seit Anfang der Belagerung keinerlei Fortschritte gemacht.

Lange trugen sie diese Unfälle, die Entdeckung und Vereitelung all ihrer Pläne, mit ungebeugtem Mut. Aber allmählich bemächtigte sich nicht bloß der großen Masse Verdrossenheit, insbesondere da Mangel an Lebensmitteln fühlbar zu werden begann, — auch des Königs klarer Sinn wurde von trüber Schwermut verdüstert, als er all seine Kraft, all seine Ausdauer, all seine Kriegskunst wie von einem bösen Dämon vereitelt sah. Und kam er von einem fehlgeschlagenen Unternehmen, von einem verunglückten Sturm, matt und gebeugt, in sein Königszelt, so ruhten die stolzen Augen seiner schweigsamen Königin mit einem ihm unverständlichen, aber grauenvoll unheimlichen Ausdruck auf ihm, daß er sich schauernd abwandte.

„Es ist nicht anders,“ sagte er finster zu Teja, „es ist gekommen, wie ich vorausgesagt. Mit Rauthgundis ist mein Glück von mir gewichen, wie die Freudigkeit meiner Seele. Es ist, als läge ein Fluch auf meiner Krone. Und diese Amalungstochter wandelt um mich her, schweigend und finster, wie mein lebendiges Unglück.“

„Du könntest recht haben,“ sprach Teja. „Vielleicht lös' ich diesen Zauberbann. Gib mir Urlaub für heut' nacht.“

Am selben Tage, fast in derselben Stunde, forderte drinnen in Rom Johannes, der Blutige, von Belisar Urlaub für diese

Nacht. Belisar schlug es ab. „Jetzt ist nicht Zeit zu nächtlischen Vergnügen,“ sagte er.

„Wird kein groß Vergnügen sein, in der Nacht zwischen alten feuchten Mauern und gotischen Lanzen einem Fuchs nachspüren, der zehnmal schlauer ist als wir beide.“

„Was hast du vor?“ fragte Belisar, aufmerksam werdend.

„Was ich vorhabe? Ein Ende zu machen der verfluchten Stellung, in der wir alle, in der du, o Feldherr, nicht zum mindesten steht. Es ist schon alles ganz recht. Seit Monaten liegen die Barbaren vor diesen Mauern und haben nichts dabei gewonnen. Wir erschießen sie wie Knaben die Dohlen vom Hinterhalt und können ihrer lachen. Aber wer ist es eigentlich, der all dies vollbringt? Nicht, wie es sein sollte, du, des Kaisers Feldherr, noch des Kaisers Heer: sondern dieser eisige Römer, der nur lachen kann, wenn er höhnt. Der sitzt da oben im Kapitol und verlacht den Kaiser und die Goten und uns und, mit Verlaub zu sagen, dich selber am meisten. Woher weiß dieser Odysseus und Ulyx in einer Person alle Gotenpläne so scharf, als säße er mit im Rat des Königs Wittichis? Durch sein Dämonium, sagen die einen. Durch seine Egeria, sagen die andern. Er hat einen Raben, der hören und sprechen kann wie Menschen, meinen wieder andere: den schickt er alle Nacht ins Gotenlager. Das mögen die alten Weiber glauben und die Römer, nicht meiner Mutter Sohn. Ich glaube den Raben zu kennen und das Dämonium. Gewiß ist, er kann die Kunde nur aus dem Gotenlager selbst holen; laß uns doch sehen, ob wir nicht selbst an seiner Statt aus dieser Quelle schöpfen können.“

„Ich habe das längst bedacht, aber ich sah kein Mittel.“

„Ich habe von meinen Hunnen alle seine Schritte belauern lassen. Es ist verdammt schwer: denn dieser braune Mauren-teufel folgt ihm wie ein Schatte. Aber tagelang ist Syphax fern: — und dann gelingt es eher. Nun, ich habe erspäht, daß Cethegus so manche Nacht die Stadt verließ, bald aus der Porta portuensis, rechts vom Tiber, bald aus der Porta

Sankt Pauls, links vom Tiber im Süden, die er beide besetzt hält. Weiter wagten ihm die Späher nicht zu folgen. Ich aber denke heute nacht — denn heute muß es wieder treffen, — ihm so nicht von den Fersen zu weichen. Doch muß ich ihn vor dem Tore erwarten: seine Haurier ließen mich nicht durch; ich werde bei einer Runde vor den Mauern in einem der Gräben zurückbleiben.“

„Gut. Es sind aber, wie du sagst, zwei Tore zu beobachten.“ — „Deshalb hab' ich mir Perseus, meinen Bruder, zum Genossen erkoren; er hütet das paulinische, ich das portuenfische Tor; verlaß dich drauf — bis morgen vor Sonnenaufgang kennt einer von uns das Dämonium des Präsektens.“ — Und wirklich: einer von ihnen sollte es kennen lernen.

Gerade gegenüber dem Sankt Pauls-Tor, etwa drei Pfeilschüsse von den äußersten Gräben der Stadt, lag ein mächtiges altertümliches Gebäude, die Basilika Sancti Pauli extra muros, die Paulskapelle vor den Mauern, deren letzte Reste erst zur Zeit der Belagerung Roms durch den Comnetable von Bourbon völlig verschwanden. Ursprünglich ein Tempel des Jupiter Stator, war der Bau seit zwei Jahrhunderten dem Apostel geweiht worden: aber noch stand die bronzene Kolossalstatue des bärtigen Gottes aufrecht: man hatte ihm nur den flammenden Donnerkeil aus der Rechten genommen und dafür ein Kreuz hineingeschoben: im übrigen paßte die breite und bärtige Gestalt gut zu ihrem neuen Namen.

Es war um die sechste Stunde der Nacht. Der Mond stand glanzvoll über der ewigen Stadt und goß sein silbernes Licht über die Mauerzinnen und über die Ebene, zwischen den römischen Schanzen und der Basilika, deren schwarze Schatten nach dem Göttenlager hin fielen.

Eben hatte die Wache am Sankt Pauls-Tor gewechselt.

Aber es waren sieben Mann hinausgeschritten, und nur sechs kamen herein. Der siebente wandte der Pforte den Rücken und schritt heraus ins freie Feld.

Vorsichtig wählte er seinen Weg: vorsichtig vermied er die zahlreichen Fußangeln, Wolfsgruben, Selbstschüsse vergifteter Pfeile, die hier überall umhergestreut waren und manchem Götten bei den Angriffen auf die Stadt Verderben gebracht hatten. Der Mann schien sie alle zu kennen und wich ihnen leicht aus. Aber er vermied auch das Mondlicht sorgfältig, den Schatten der Mauervorsprünge suchend und oft von Baum zu Baum springend.

Als er aus dem äußersten Graben auftauchte, sah er sich um und blieb im Schatten einer Zypresse stehen, deren Zweige die Ballistengeschosse zerschmettert hatten. Er entdeckte nichts Lebendes weit und breit: und er eilte nun mit raschen Schritten der Kirche zu.

Hätte er nochmal umgesehen, er hätte es wohl nicht getan.

Denn sowie er den Baum verließ, tauchte aus dem Graben eine zweite Gestalt hervor, die in drei Sprüngen ihrerseits den Schatten der Zypresse erreicht hatte. „Gewonnen, Johannes! du stolzer Bruder, diesmal war das Glück dem jüngeren Bruder hold. Jetzt ist Cethegus mein und sein Geheimnis.“ Und vorsichtig folgte er dem rasch Voranschreitenden.

Aber plötzlich war dieser vor seinen Augen verschwunden, als habe ihn die Erde verschlungen. Es war hart an der äußern Mauer der Kirche, die doch dem Armenier, als er sie erreicht, keine Tür oder Öffnung zeigte.

„Kein Zweifel,“ sagte der Lauscher, „das Stelldichein ist drinnen im Tempel: ich muß nach.“

Allein an dieser Stelle war die Mauer unübersteiglich.

Lastend und suchend bog der Späher um die Ecke derselben. Umsonst, die Mauer war überall gleich hoch. — Im Suchen verstrich ihm fast eine Viertelstunde.

Endlich fand er eine Lücke in dem Gestein: mühsam zwängte er sich hindurch. Und er stand nun im Vorhofe des alten Tempels, in dem die dicken dorischen Säulen breite Schatten

warfen, in deren Schutz er von der rechten Seite her bis an das Hauptgebäude gelangte.

Er spähte durch einen Riß des Gemäuers, den ihm die Zugluft verraten hatte. Drinnen war alles finster. Aber plötzlich wurde sein Auge von einem grellen Lichtstrahl geblendet. Als er es wieder aufschlug, sah er einen hellen Streifen in der Dunkelheit: — er rührte von einer Blendlaterne her, deren Licht sich plötzlich gezeigt hatte.

Deutlich erkannte er, was in dem Bereich der Laterne stand, den Träger derselben aber nicht: wohl dagegen Cethegus, den Präfecten, der hart vor der Statue des Apostels stand und sich an diese zu lehnen schien: vor ihm stand eine zweite Gestalt: ein schlankes Weib, auf dessen dunkelrotes Haar schimmernd das Licht der Laterne fiel.

„Die schöne Gotenkönigin, bei Eros und Anteros!“ dachte der Lauscher: „kein schlechtes Stelldichein, sei's nun Liebe, sei's Politik! Horch, sie spricht. Leider kam ich zu spät, auch den Anfang der Unterredung zu hören.“

„Also: merk' es dir wohl! übermorgen auf der Straße vor dem Tor von Tibur wird etwas Gefährliches geplant.“ — „Gut: aber was?“ fragte des Präfecten Stimme. — „Genaueres konnte ich nicht erkunden: und ich kann es dir auch nicht mehr mitteilen, wenn ich es noch erfahre. Ich wage nicht mehr, dich hier wiederzusehen: denn“ . . . — Sie sprach nun leiser.

Perseus drückte das Ohr hart an die Spalte: da flirrte seine Schwertscheide an das Gestein, und nun traf ihn ein Strahl des Lichts.

„Horch!“ rief eine dritte Stimme — es war eine Frauenstimme, die der Trägerin der Laterne, die sich jetzt in dem Strahl ihres eigenen Blendlichts gezeigt hatte, da sie sich rasch gegen die Richtung des Schalles gekehrt hatte. Perseus erkannte eine Sklavin in maurischer Tracht.

Einen Augenblick schwieg alles in dem Tempel. Perseus

hielt den Atem an. Er fühlte, es galt das Leben. Denn Cethegus griff ans Schwert.

„Alles still,“ sagte die Sklavin. „Es fiel wohl nur ein Stein auf den Erzbeschlagn draußen.“

„Auch in das Grab vor dem portuensischen Tor geh' ich nicht mehr. Ich fürchte, man ist uns gefolgt.“ — „Wer?“ — „Einer, der niemals schläft, wie es scheint: Graf Teja.“ Des Präfecten Lippe zuckte.

„Und er ist auch bei einem rätselhaften Eidbund gegen Belisars Leben: der bloße Scheinangriff gilt dem Sanct Pauls-Tor.“ „Gut!“ sagte Cethegus nachdenklich. „Belisar würde nicht entinnen, wenn nicht gewarnt. Sie liegen irgendwo, — aber ich weiß nicht, wo — fürcht' ich, im Hinterhalt, mit Übermacht, Graf Totila führt sie.“

„Ich will ihn schon warnen!“ sagte Cethegus langsam.

„Wenn es gelänge . . .“ — „Sorge nicht, Königin! Mir liegt an Rom nicht weniger denn dir. Und wenn der nächste Sturm fehlschlägt, — so müssen sie die Belagerung aufgeben, so zähe sie sind. Und das, Königin, ist dein Verdienst. Laß mich in dieser Nacht — vielleicht der letzten, da wir uns treffen, — dir mein ganzes staunendes Herz enthüllen. Cethegus staunt nicht leicht, und nicht leicht gesteht er's, wenn er staunen muß. Aber dich — bewundere ich, Königin. Mit welcher todverachtender Kühnheit, mit welcher dämonischer List hast du alle Pläne der Barbaren vereitelt! Wahrlich: viel tat Belisar, — mehr tat Cethegus, — das meiste: Matastwintha.“

„Sprächst du wahr!“ sagte Matastwintha mit funkelnden Augen. „Und wenn die Krone diesem Frevler vom Haupte fällt . . . —“

„War es deine Hand, deren sich das Schicksal Roms bedient hat. Aber, Königin, nicht damit kannst du enden! Wie ich dich erkannte, in diesen Monaten — darfst du nicht als gefangene Gotenkönigin nach Byzanz. Diese Schönheit, dieser Geist, diese Kraft muß herrschen — nicht dienen, in Byzanz.“

Darum bedenke, wenn er nun gestürzt ist — dein Tyrann, — willst du nicht dann den Weg gehn, den ich dir gezeigt?“

„Ich habe noch nie über seinen Fall hinaus gedacht,“ sagte sie düster.

„Aber ich — für dich! Wahrlich, Matastwintha,“ — und sein Auge ruhte mit Bewunderung auf ihr, — „du bist — wunder schön. Ich rechn’ es mir zum größten Stolz, daß selbst du mich nicht in Liebe entzündet und von meinen Plänen abgebracht hast. Aber du bist zu schön, zu köstlich, nur der Rache und dem Haß zu leben. Wenn unser Ziel erreicht, — dann nach Byzanz!“

Als mehr denn Kaiserin: — als Ubertwinderin der Kaiserin!“

„Wenn mein Ziel erreicht, ist mein Leben vollendet. Glaubst du, ich ertrüge den Gedanken, aus eitel Herrschsucht mein Volk zu verderben, um kluger Zwecke willen? Nein: ich konnt’ es nur, weil ich mußte. Die Rache ist jetzt meine Liebe und mein Leben und“ . . . — —

Da scholl von der Fronte des Gebäudes her, aber noch innerhalb der Mauer, laut und schrillend der Ruf des Käuzchens, einmal — zweimal rasch nacheinander.

Wie staunte Perseus, als er den Präfecten eilig an die Kehle der Bildsäule drücken sah, an der er lehnte, und wie sich diese geräuschlos in zwei Hälften auseinander schlug. Cethegus schlüpfte in die Öffnung: die Statue klappte wieder zusammen. Matastwintha aber und Aspa sanken wie betend auf die Stufen des Altars.

„Also war’s ein Zeichen! Es droht Gefahr!“ dachte der Späher; „aber wo ist die Gefahr? und wo der Warner?“ Und er wandte sich, trat vor und sah nach links, nach der Seite der Goten.

Allein damit trat er in den Bereich des Mondlichts: und in den Blick des Mauren Cyphar, der vor der Eingangstür des Hauptgebäudes in einer leeren Nische Schildwache stand und

bisher scharf nach der linken, der gotischen Seite hin, gespäht hatte.

Von dort, von links her, schritt langsam ein Mann heran. Seine Streitart blitzte im Mondlicht.

Aber auch Perseus sah jetzt eine Waffe aufblitzen: es war der Maure, der leise sein Schwert aus der Scheide zog.

„Ha,“ lachte Perseus, „bis die beiden miteinander fertig sind, bin ich in Rom, mit meinem Geheimnis.“

Und in raschen Sprüngen eilte er nach der Mauerlücke des Vorhofs, durch die er eingedrungen. Zweifelnd blickte Cyphar einen Augenblick nach rechts und nach links. Zur Rechten sah er entweichen einen Lauscher, den er jetzt erst ganz entdeckte. Zur Linken schritt ein gotischer Krieger herein in den Tempelhof. Er konnte nicht hoffen, beide zu erreichen und zu töten.

Da plötzlich schrie er laut: „Teja, Graf Teja! Hilfe! zu Hilfe! Ein Römer! rettet die Königin! dort rechts an der Mauer, ein Römer!“

Im Fluge war Teja heran, bei Cyphar. „Dort!“ rief dieser: „ich schütze die Frauen in der Kirche!“ Und er eilte in den Tempel.

„Steh, Römer!“ rief Teja, und sprang dem fliehenden Perseus nach.

Aber Perseus stand nicht: er lief an die Mauer: er erreichte die Lücke, durch welche er hereingekommen war: doch er konnte sich in der Eile nicht wieder hindurchzwängen: so schwang er sich mit der Kraft der Verzweiflung auf die Mauerkrone: und schon hob er den Fuß, sich jenseits hinabzulassen: da traf ihn Tejas Art im Wurf ans Haupt, und rücklings stürzte er nieder, samt seinem erkaushen Geheimnis. —

Teja beugte sich über ihn: deutlich erkannte er die Züge des Toten. „Der Archon Perseus,“ sagte er, „der Bruder des Johannes.“ Und sofort schritt er die Stufen hinan, die zur Kirche führten. An der Schwelle trat ihm Matastwintha entgegen, hinter ihr Cyphar und Aspa mit der Blendlaterne. Einen

Moment maßen sich beide schweigend mit mißtrauischen Blicken.

„Ich habe dir zu danken, Graf Teja von Tarentum,“ sagte endlich die Fürstin. „Ich war bedroht in meiner einsamen Andacht.“

„Seltsam wählst du Ort und Stunde für deine Gebete. Laß sehen, ob dieser Römer der einzige Feind war.“

Er nahm aus Aspas Hand die Leuchte und ging in das Innere der Kapelle. Nach einer Weile kam er wieder, einen mit Gold eingelegten Lederschuh in der Hand. „Ich fand nichts als — diese Sandale am Altar, dicht vor dem Apostel. Es ist ein Mannesfuß.“

„Eine Motivgabe von mir,“ sagte Cyphar rasch. „Der Apostel heilte meinen Fuß, ich hatte mir einen Dorn eingetreten.“

„Ich dachte, du verehrst nur den Schlangengott?“ — „Ich verehere, was da hilft.“ — „In welchem Fuße stak der Dorn?“ Cyphar schwankte einen Augenblick. „Im rechten,“ sagte er dann, rasch entschlossen.

„Schade,“ sprach Teja, „die Sandale ist auf den linken geschnitten.“ Und er steckte sie in den Gürtel. „Ich warne dich, Königin, vor solcher nächtlichen Andacht.“

„Ich werde tun, was meine Pflicht,“ sagte Matastwintha herb.

„Und ich, was meine.“ Mit diesen Worten schritt Teja voran, zurück zum Lager: schweigend folgte die Königin und ihre Sklaven.

Vor Sonnenaufgang stand Teja vor Witichis und berichtete ihm alles.

„Was du sagst, ist kein Beweis,“ sagte der König. — „Aber schwerer Verdacht. Und du sagtest selbst, die Königin sei dir unheimlich.“

„Gerade deshalb hüt' ich mich, nach bloßem Verdacht zu handeln. Ich zweifle manchmal, ob wir an ihr nicht Unrecht getan. Fast so schwer, wie an Rauthgundis.“ — „Wohl, aber diese nächtlichen Gänge?“ — „Werd' ich verhindern. Schon um ihretwillen.“

„Und der Maure? Ich trau' ihm nicht. Ich weiß, daß er tagelang abwesend: dann taucht er wieder auf im Lager. Er ist ein Späher.“

„Ja, Freund,“ lächelte Witichis. „Aber der meine. Er geht mit meinem Wissen in Rom aus und ein. Er ist es, der mir noch alle Gelegenheiten verraten.“

„Und noch keine hat genügt! Und die falsche Sandale?“

„Ist wirklich ein Motivopfer. Aber für Diebstahl; er hat mir, noch ehe du kamst, alles gebeichtet. Er hat, bei der Begleitung der Königin sich langweilend, in einem Gewölbe der Kirche herumgestöbert und da unten allerlei Priestergewänder und vergrabnen Schmuck gefunden und behalten. Aber später, den Dorn des Apostels fürchtend, wollt' er ihn beschwichtigen und opferte, in seinem Heidensinn, diese Goldsandale aus seiner Beute. Er beschrieb sie mir ganz genau: mit goldnen Seitenstreifen und einem Achatknopf, oben mit einem C —. Du siehst, es trifft alles zu. Er kannte sie also: sie kann nicht von einem Flüchtenden verloren sein. Und er versprach, als Beweis die dazu gehörige Sandale des rechten Fußes zu bringen. Aber vor allem: er hat mir einen neuen Plan verraten, der all unsrer Not ein Ende machen und Belisarius selbst in unsre Hände liefern soll.“

### Zehntes Kapitel.

Während der Gotenkönig diesen Plan seinem Freunde mittheilte, stand Cethegus, in frühester Stunde nach dem belisarianischen Tor beschieden, vor Belisar und Johannes.

„Präsekt von Rom,“ herrschte ihn der Feldherr beim Eintreten an, „wo warst du heute nacht?“

„Auf meinem Posten. Wohin ich gehöre. Am Tor Sankt Pauls.“

„Weißt du, daß in dieser Nacht einer der besten meiner Anführer, Perseus der Archon, des Johannes Bruder, die Stadt verlassen hat und seitdem verschwunden ist?“

„Tut mir leid. Aber du weißt: es ist verboten, ohne Erlaubnis die Mauer zu überschreiten.“

„Ich habe aber Grund zu glauben,“ fuhr Johannes auf, „daß du recht gut weißt, was aus meinem Bruder geworden, daß sein Blut an deinen Händen klebt.“ „Und beim Schummer Justinians!“ brauste Belisar auf, „das sollst du büßen. Nicht länger sollst du herrschen über des Kaisers Heer und Feldherrn. Die Stunde der Abrechnung ist gekommen. Die Barbaren sind so gut wie vernichtet. Und laß sehn, ob nicht mit deinem Haupt auch das Kapitol fällt.“

„Steht es so?“ dachte Cethegus, „jetzt sieh dich vor, Belisarius.“ Doch er schwieg.

„Rede!“ rief Johannes. „Wo hast du meinen Bruder ermordet?“ Ehe Cethegus antworten konnte, trat Artasines, ein persischer Leibwächter Belisars, herein. „Herr,“ sagte er, „draußen stehn sechs gotische Krieger. Sie bringen die Leiche Perseus', des Archonten. König Wittichis läßt dir sagen: er sei heut' nacht vor den Mauern durch Graf Lejas Beil gefallen. Er sendet ihn zur ehrenden Bestattung.“

„Der Himmel selbst,“ sprach Cethegus, stolz hinausschreitend, „strafte eure Bosheit Lügen.“ Aber langsam und nachdenklich ging der Präsekt über den Quirinal und das Forum Trajans nach seinem Wohnhaus. „Du drohst, Belisarius? Dank für den Wink! Laß sehn, ob wir dich nicht entbehren können.“

In seiner Wohnung fand er Syphax, der ihn ungeduldig erwartet hatte und ihm raschen Bericht ablegte. „Vor allem, Herr,“ schloß er nun, „laß also deinen Sandalenbinder peitschen. Du siehst, wie schlecht du bedient bist, ist Syphax fern: — und gib mir gütigst deinen rechten Schuh.“

„Ich sollte dir ihn nicht geben und dich zappeln lassen für dein freches Lügen,“ lachte der Präsekt. „Dieses Stück Leder ist jetzt dein Leben wert, mein Panther. Womit willst du's lösen?“

„Mit wichtiger Kunde. Ich weiß nun alles ganz genau von dem Plan gegen Belisars Leben: Ort und Zeit: und die Namen der Eidbrüder. Es sind: Teja, Totila und Hildebad.“

„Jeder allein genug für den Magister Militum,“ murmelte Cethegus vergnüglich.

„Ich denke, o Herr, du hast den Barbaren wohl wieder eine schöne Falle gestellt! Ich habe ihnen, auf deinen Befehl, entdeckt, daß Belisar selbst morgen zum tiburtinischen Tor hinausziehen will, um Vorräte aufzutreiben.“

„Ja, er selbst geht mit, weil sich die oft aufgefundenen Hunnen nicht mehr allein hinauszwagen; er führt nur vierhundert Mann.“

„Es werden nun die drei Eidbrüder am Grab der Fulvia einen Hinterhalt von tausend Mann gegen Belisar legen.“ „Das verdient wirklich den Schuh!“ sagte Cethegus und warf ihm denselben zu.

„König Wittichis wird indessen nur einen Scheinangriff machen lassen auf das Tor Sankt Pauls, die Gedanken der Unsern von Belisar abzulenken. Ich eile nun also zu Belisar, ihm zu sagen, wie du mir aufgetragen, daß er dreitausend mit sich nimmt und jene gegen ihn Verschwornen vernichtet.“

„Halt!“ sagte Cethegus ruhig, „nicht so eifertig! Du meldest nichts.“

„Wie?“ fragte Syphax erstaunt. „Ungewarnt ist er verloren!“ —

„Man muß dem Schutzgeist des Feldherrn nicht schon wieder, nicht immer, ins Amt greifen. Belisar mag morgen seinen Stern erproben.“

„Ei,“ sagte Syphax mit pffiffigem Lächeln, „solches gefällt dir? Dann bin ich lieber Syphax, der Sklave, als Belisarius, der Magister Militum. Arme Wittve Antonina!“

Cethegus wollte sich auf das Lager strecken, da meldete Fidus, der Ostiarius: „Kallistratos von Korinth.“

„Immer willkommen.“

Der junge Grieche mit dem sanften Anflitz trat ein.

Ein Hauch anmutiger Röte von Scham oder Freude färbte seine Wangen: es war ersichtlich, daß ihn ein besonderer Anlaß herführte.

„Was bringst du des Schönen noch außer dir selbst?“ so fragte Cethegus in griechischer Sprache.

Der Jüngling schlug die leuchtenden Augen auf: „Ein Herz voll Bewunderung für dich: und den Wunsch, dir diese zu bewahren. Ich bitte um die Gunst, wie die beiden Licinier und Piso, für dich und Rom fechten zu dürfen.“

„Mein Kallistratos! was kümmern dich, unsern Friedensgast, den liebenswürdigsten der Hellenen, unsre blutigen Händel mit den Barbaren? Bleibe du von diesem schweren Ernst und pflege deines heitern Erbes: der Schönheit.“

„Ich weiß es wohl, die Lage von Salamis sind ferne wie ein Mythos: und ihr eisernen Römer habt uns niemals Kraft zugetraut. Das ist hart — aber doch leichter zu tragen, weil ihr es seid, die unsre Welt, die Kunst und edle Sitte verteidigt gegen die dumpfen Barbaren. Ihr, das heißt Rom, und Rom heißt mir Cethegus. So fass' ich diesen Kampf, und so gefaßt, siehst du, so geht er wohl auch den Hellenen an.“

Erfreut lächelte der Präsekt. „Nun, wenn dir Rom Cethegus ist, so nimmt Rom gern die Hilfe des Hellenen an: du bist fortan Tribun der Milites Romani wie Licinius.“

„In Laten will ich dir danken! Aber eins noch muß ich dir

gestehn — denn ich weiß: du liebst nicht überrascht zu sein. Oft hab' ich gesehen, wie teuer dir das Grabmal Hadrians und seine Zier von Götterstatuen ist. Neulich hab' ich diese marmornen Wächter gezählt und zweihundertachtundneunzig gefunden. Da mach' ich denn das dritte Hundert voll und habe meine beiden Letoiden, die du so hoch gelobt, den Apollon und die Artemis, dort aufgestellt, dir und Rom zu einem Weihgeschenk.“

„Junger lieber Verschwender,“ sprach Cethegus, „was hast du da getan!“

„Das Gute und Schöne,“ antwortete Kallistratos einfach.

„Aber bedenke — das Grabmal ist jetzt eine Schanze.“ —

„Wenn die Goten stürmen —“ — „Die Letoiden stehen auf der zweiten, der innern Mauer. Und soll ich fürchten, daß je Barbaren wieder den Lieblingsplatz des Cethegus erreichen? Wo sind die schönen Götter sicherer als in deiner Burg? Deine Schanze ist mir ihr bester, weil ihr sicherster Tempel. Mein Weihgeschenk sei zugleich ein glücklich Omen.“

„Das soll es sein,“ rief Cethegus lebhaft, „und ich glaube selber: dein Geschenk ist gut geborgen. Aber gestatte mir dagegen“ —

„Du hast mir schon dafür erlaubt, für dich zu kämpfen. Chaire!“ lachte der Grieche und war hinaus.

„Der Knabe hat mich sehr lieb,“ sagte Cethegus, ihm nachsehend. „Und mir geht's wie andern Menschentoren: — mir tut das wohl. Und nicht bloß, weil ich ihn dadurch beherrsche.“

Da hallten feste Schritte auf dem Marmor des Vestibulums, und ein Tribun der Milites ward gemeldet.

Es war ein junger Krieger mit edeln, aber über seine Jahre hinaus ernstern Zügen. In echt römischem Schnitt setzten die Wangenknochen, fast im rechten Winkel, an die gerade strenge Stirn: in dem tief eingelassenen Auge lag römische Kraft und — in dieser Stunde — entschlossener Ernst und rücksichtsloser Wille.



„Siehe da, Severinus, des Boëthius Sohn, willkommen, mein junger Held und Philosoph. Viele Monate habe ich dich nicht gesehen — woher kommst du?“

„Vom Grabe meiner Mutter,“ sagte Severinus mit festem Blick auf den Frager.

Cethegus sprang auf. „Wie? Rusticiana? meine Jugendfreundin! meines Boëthius Weib!“

„Sie ist tot,“ sagte der Sohn kurz. Der Präsekt wollte seine Hand fassen. Severinus entzog sie.

„Mein Sohn, mein armer Severinus! Und starb sie — ohne ein Wort für mich?“

„Ich bringe dir ihr letztes Wort — es galt dir!“

„Wie starb sie? an welchem Leiden?“ — „An Schmerz und Reue.“ — „Schmerz —“ seufzte Cethegus, „das begreif ich. Aber was sollte sie bereuen! Und mir galt ihr letztes Wort! — sag' an, wie lautet es?“

Da trat Severinus hart an den Präsekten, daß er sein Knie berührte, und blickte ihm bohrend ins Auge. „Fluch, Fluch über Cethegus, der meine Seele vergiftet und mein Kind.“

Ruhig sah ihn Cethegus an. „Starb sie im Irtsinn?“ fragte er kalt.

„Nein, Mörder: sie lebte im Irtsinn, solange sie dir vertraute. In ihrer Todesstunde hat sie Cassiodor und mir gestanden, daß ihre Hand dem jungen Tyrannen das Gift gereicht, das du gebraut. Sie erzählte uns den Hergang. Der alte Corbulo und seine Tochter Daphnidion stützten sie. Spät erst erfuhr ich, schloß sie, daß mein Kind aus dem tödlichen Becher getrunken. Und niemand war da, Kamilla in den Arm zu fallen, als sie trinken wollte. Denn ich war noch im Boot auf dem Meere und Cethegus noch in dem Platanengang. Da rief der alte Corbulo erbleichend: ‚Wie? der Präsekt wußte, daß der Becher Gift enthielt?‘ — ‚Gewiß,‘ antwortete meine Mutter. ‚Als ich ihn im Garten traf, sagt' ich es ihm: ‚es ist geschehen.‘ Corbulo verstummte vor Entsetzen: aber Daphni-

dion schrie in wildem Schmerz: ‚Weh! meine arme Domna! so hat er sie ermordet! Denn er stand dabei, dicht neben mir, und sah zu, wie sie trank.‘ — ‚Er sah zu, wie sie trank?‘ fragte meine Mutter mit einem Tone, der ewig durch mein Leben gellen wird.

‚Er sah zu, wie sie trank!‘ wiederholten der Freigelassene und sein Kind. ‚Oh, so sei den untern Dämonen sein verfluchtes Haupt geweiht! Rache, Gott, in der Hölle, Rache, meine Söhne, auf Erden für Kamilla! Fluch über Cethegus!‘ Und sie fiel zurück und war tot.“

Der Präsekt blieb unerschüttert stehen. Nur griff er leise an den Dolch unter den Brustfalten der Tunika. „Du aber“ — fragte er nach einer Pause — „was tatest du?“

„Ich aber kniete nieder an der Leiche und küßte ihre kalte Hand und schwor ihr's zu, ihr Sterbewort zu vollenden. Wehe dir, Präsekt von Rom: Giftmischer, Mörder meiner Schwester — du sollst nicht leben.“

„Sohn des Boëthius, willst du zum Mörder werden um die Wahnvorte eines läppischen Sklaven und seiner Dirne? Würdig des Helden und des Philosophen!“

„Nichts von Mord. Wäre ich ein Germane, nach dem Brauche dieser Barbaren: — er dünkt mir heute sehr vortrefflich! — rief' ich dich zum Zweikampf, du verhaßter Feind. Ich aber bin ein Römer und suche meine Rache auf dem Wege des Rechts. Hüte dich, Präsekt, noch gibt es Richter in Italien. Lange Monate hielt mich der Krieg, der Feind von diesen Mauern ab. — Erst heute habe ich Rom, von der See her, erreicht: und morgen erhebe' ich die Klage bei den Senatoren, die deine Richter sind — dort finden wir uns wieder.“

Cethegus vertrat ihm plötzlich den Weg an die Türe.

Aber Severinus rief: „Gemach, man sieht sich vor bei Mördern. Drei Freunde haben mich an dein Haus begleitet: — Sie werden mich mit den Liktofen suchen, komm' ich nicht wieder, noch in dieser Stunde.“